

ich unfähig, das zu entscheiden, weil ich inzwischen genau weiß, was bei einer Organ- und Gewebespende passieren und wie sehr es das Leben eines Menschen aus den Angeln heben kann.

Die Transplantation hat mir ein neues Leben geschenkt. Ein aufregendes, berauschendes. Sie hat mich zum glücklichsten Menschen auf diesem Planeten gemacht.

Und sie hat mir unendlich viel genommen, denke ich, als ich noch mal auf das Foto meiner Eltern sehe. Ich vermisse meinen Vater, den ich immer geliebt habe, auch wenn er betrunken war. Und ich vermisse meine Mutter, die ich nie lieben durfte.

Mein schlechtes Gewissen erdrückt mich. Aber vielleicht ist es das Letzte, was ich noch für sie tun kann.

# Mai 2019

## 5

Toni lag in dem fahrbaren Krankenbett. Die Augenbinde war entfernt worden und sie sah nichts außer nebulösem Schwarz-Weiß um sich herum. In der letzten Woche hatte sie versucht, sich daran zu gewöhnen, den Raum über die anderen Sinne wahrzunehmen. Zu hören, wo sich ihre Besucher im Zimmer aufhielten. Sich die Schritte zu merken, die sie tun musste, wenn sie von einer Schwester zu der kleinen Toilette geführt wurde.

Sie hatte versucht, die Panik nicht zu groß werden zu lassen, wenn sie in dem Gefängnis aus Grautönen die Orientierung verlor; wenn der Gedanke, dass sie vielleicht nie wieder mehr als jetzt sehen würde, sie in einen Strudel sog; wenn sie auf dem Weg zum Bad das sichere Gefühl hatte, gleich gegen eine Wand zu rennen, auch wenn ihre Hände, die sie schützend vor sich hielt, nichts tasteten. Die Dunkelheit wanderte jeden Tag ein bisschen tiefer von ihren Augen in ihre Seele.

»Die Keratoplastik ist die häufigste Organtransplantation weltweit«, hatte Dr. Brinkmann erläutert. »Und sie ist sehr erfolgreich. Sie haben also gute Chancen, wieder sehen zu können oder zumindest einen Großteil Ihres Sehvermögens zurückzugewinnen. Sie werden nach der Operation regelmäßig Immunsuppressiva nehmen müssen, um eine Abstoßung zu verhindern. Bei Ihnen müssen wir die kompletten Hornhäute der Augen entnehmen. Wir ersetzen sie dann durch die Cornea eines passenden Spenders und vernähen sie. Die Fäden können wir erst zwölf bis achtzehn Monate später ziehen, da diese Wunden nur sehr langsam heilen. Sie werden oft und sehr regelmäßig zu Nachsorgeuntersuchungen gehen müssen, damit mögliche Entzündungen oder eventuelle Abstoßungsreaktionen frühzeitig erkannt werden.«

Nach nur zehn Tagen hatten sie einen geeigneten Spender gefunden.

Toni spürte, wie sich das Krankenbett in Bewegung setzte und nach kurzer Zeit die Richtung änderte. Die Liege rumpelte und das Geräusch der Räder veränderte sich, es drang jetzt näher an ihr Ohr. Dann ein Ping-Geräusch. Sie waren im Aufzug und fuhren hinab zum Operationstrakt.

In den letzten beiden Wochen war Holger jeden Tag an ihrem Krankenbett gewesen, hatte ihr aus der Zeitung vorgelesen, versucht sie abzulenken und hatte sie lange im Arm gehalten, nachdem die Ärzte ihr die Augenbinde abgenommen hatten und Toni nur noch nebulöse Schatten hatte sehen können. Je mehr er ihr helfen wollte, umso mehr fühlte sie sich mit ihrer Hilflosigkeit konfrontiert, in die sie gestoßen worden war. Und sie begann sich zu fragen, ob er es wagen würde, sie zu verlassen, sollte sie blind bleiben. Sie wusste nicht, welche Antwort auf diese Frage sie lieber bekommen würde.

Ihr Vater und ihre Mutter waren anfangs alle zwei Tage gekommen, im stetigen Wechsel, mal sie, mal er. Am Schluss hatte es Tage gegeben, da war keiner von beiden aufgetaucht. Toni war fast dankbar über

diese Tage, an denen sie nicht neben ihrem Bett saßen, sich den Anschein von Zuversicht zu geben versuchten und dabei eine Schwere verbreiteten, die Toni tief in die Matratze hinunterzog.

Wenn sie alleine war, dachte sie an ihr Haus. Wenn sie schlief, träumte sie konfuse, unzusammenhängendes Wirrwarr.

Bei dem erneuten Pling-Geräusch schreckte Toni hoch. Aufzugtüren, die zurückglitten, und wieder setzte sich das Krankenbett in Bewegung. In ein paar Stunden würde Toni wach werden und dann würde sich herausstellen, ob sie die Dunkelheit jemals wieder verlassen durfte.

Die Krankenschwester sprach mit ihr. Wahrscheinlich war es ihre Aufgabe, um sie abzulenken, und Toni rührte es. Doch sie antwortete unaufmerksam.

»Wir geben Ihnen jetzt das Narkosemittel«, sagte der Chirurg wenig später. Vielleicht war es aber auch der Anästhesist. »Zählen Sie von hundert rückwärts.«

»Hundert, neunundneunzig ...«, sagte sie und merkte, dass sich ihre Zunge schon wie ein nasser Waschlappen bewegte. Sie versuchte sich von der Liege hochzukämpfen und spürte sanften Händedruck auf den Schultern.

»Wehren Sie sich nicht gegen die Narkose. Lassen Sie sich fallen. Alles ist gut. Sie schlafen ein bisschen und wir sehen uns im Aufwachraum.«

Und dann trug die Narkose sie auf sanften Wellen in eine andere Welt davon.

## 6

Die ersten Tage nach der Operation waren im Dunst von Schmerzmitteln vorbeigegangen. Dann war es hell in ihrer Welt geworden. Schon am Tag nach der Operation, noch völlig verschlafen von der Narkose, hatte sie unter der Augenbinde hervorlugen dürfen und sich seitdem über jeden Lichtstrahl gefreut, der sich an ihrer neuen Cornea brach, das komplizierte Kamerasystem der Augen passierte und von hundertzwanzig Millionen Sinneszellen der Netzhaut zu ihrem Gehirn geschickt wurde – um dort endlich wieder zu einem Bild zu werden. Einer Abfolge von unzähligen Bildern.

Toni hatte bis dato nicht geahnt, wie schön der Reigen von Staub sein konnte, der durch einen Lichtstrahl tanzte. Ihr war nie aufgefallen, wie sehr ein Regentropfen schillerte, der an einer Scheibe hinunterlief. Sie bemerkte zum ersten Mal, wie friedlich Holger im Schlaf aussah, als er auf dem Besuchersessel eingenickt war. Das alles rührte sie zutiefst.

Nur der Spiegel in dem kleinen Bad des Krankenzimmers hatte ihr ein bisschen Angst gemacht. Zuerst hatte eine Fratze mit blutunterlaufenen Augen zurückgestarrt, die direkt aus einem Albtraum angereist war und noch kein Rückfahrticket gelöst hatte. Aber dann, in der zweiten Woche, hatte sie noch etwas anderes gesehen.

Plötzlich hatte jemand aus diesen Augen im Spiegel zurückgeblickt. Es war, als würde aus dem Nichts heraus eine Person in ihrem Vorgarten stehen und ihr mitten in die Seele schauen. Erschrocken hatte sie das Badezimmer verlassen. Als sie wieder im Krankenbett lag, etwas verstört von der Begegnung mit sich selbst, glaubte sie, sich alles nur eingebildet zu haben.

Beim nächsten Mal, als sie einen Blick in den Spiegel gewagt hatte, war ihr aufgefallen, wie fein ihre Iris gemalt war. Je länger sie sich in die Augen geblickt hatte, umso mehr schien sich ihr Gesicht zu

verändern und doch sah sie immer nur sich selbst. Sie konnte sich nicht von dem Bild lösen. Und wieder hatte plötzlich jemand zurückgeschaut. Jemand, der nicht sie war.

Toni schrieb dieses Phänomen den Immunsuppressiva zu, die sie nun täglich zweimal nehmen musste, damit die neuen Hornhäute nicht von ihrem eigenen Immunsystem als Fremdkörper abgestoßen wurden. Die Ärzte hatten ihr gesagt, dass es zu Nebenwirkungen kommen könne. Und so erzählte sie auch Holger nichts von der Sache.

Er kam jetzt fast täglich nach seinem Job als Deutschlehrer für geflüchtete Kinder zu ihr ins Krankenhaus und bemühte sich, ihr möglichst unbekümmert von dem Leben da draußen zu erzählen. Die Arbeit schlauchte ihn und es war alles andere als sein Traumjob. Doch mit dem Rückgang der Printmedien hatte er seine Stelle als Zeitungsredakteur verloren.

»Es ist nur vorübergehend«, hatte er 2015 gesagt, als die Zahl der Geflüchteten in Deutschland rapide angestiegen war und man plötzlich viele Quereinsteiger für Sprachkurse benötigte. Aus *vorübergehend* waren inzwischen vier Jahre geworden. Holger trauerte seinem alten Job noch hinterher, aber er jammerte nicht mehr darüber. Er las weiter Zeitung, und zwar die gedruckte und nicht die digitale Form, und fraß jedes Buch zu politischen Themen. Tonis Eltern mochten es als Lehrer, dass er ebenfalls unterrichtete, Brigitte allerdings hätte ihn lieber an einer *richtigen* Schule gesehen, wie sie es ausdrückte.

Zwei Wochen nach der Operation parkte Holger seinen Wagen mit knirschenden Reifen auf dem unbefestigten Gehweg vor Tonis Haus. Er trug ihre Reisetasche durch den Vorgarten und schloss die Tür auf. Er ließ sie nichts selber tun. Toni nahm es gleichmütig und manchmal auch dankbar hin. Ihre Kräfte, sich gegen jegliche Bemutterung aufzulehnen, waren aufgebraucht. Sie blieb in ihrem Vorgarten stehen. Wie verrückt hatte sie sich darauf gefreut, das spießende Grün zu sehen, das Unkraut, das sie unbedingt beseitigen musste, die Haustüre zu ihrer eigenen kleinen Welt. Doch als sie an dem Vintage-Briefkasten vorbeiging und an der Parkbank (die sie beide bei einer Entrümpelung gefunden hatte), rührte sich nichts in ihr.

Sie betrat das windschiefe Haus, das sie schon als Kind bewohnt hatte, scheuerte sich an der Fußmatte das nasse Frühjahr von den Schuhen und ging ins Wohnzimmer.

Es war ein Gefühl, als würde sie das Haus eines Verstorbenen betreten. Ihr Blick glitt über die Möbel und die Bilder, scannte alles, als würde sie gleich die Kladde für die Bestandsaufnahme öffnen, und sie merkte, dass etwas in ihrem Haus fehlte: das Gefühl, zu Hause zu sein. Toni war ganz irritiert davon. Wahrscheinlich war die Erschöpfung der letzten vier Wochen schuld an diesem Zustand. Hätte sie sich erst erholt, würde ihre kleine Welt auch wieder heimelig sein.

Holger räumte ihre Tasche aus, setzte Teewasser auf und legte Toni die Immunsuppressiva, die Augentropfen und die Augensalbe auf den Esstisch.

»Ich fahre gleich einkaufen«, rief er ihr aus der Küche zu.

»Okay, danke. Ich werde mich etwas ausruhen.«

Sie setzte sich aufs Sofa und dachte an das letzte Gespräch mit dem Oberarzt, der – welche Überraschung – ganz anders ausgesehen hatte als der Dr. Brinkmann in ihrer blinden Vorstellung: Er war rothaarig, klein und trug Turnschuhe.

»Sie können eine psychologische Betreuung in Anspruch nehmen.«

»Wieso sollte ich das?«

»Wir empfehlen es allen Organempfängern. In Ihrem Fall handelt es sich zwar nur um eine Gewebespende, aber was immer gleich ist: Empfänger leben unter einer großen Anspannung, mit der Angst, dass das Organ trotz der Medikamente abgestoßen wird. Das kann zu einem hohen Stresslevel führen. Und viele Patienten leiden unter Schuldgefühlen, weil sie durch die Spende weiterleben dürfen, während ein anderer gestorben ist.«

Sie hatte ihn angesehen und versucht, sein echtes Aussehen mit der Stimme zu verbinden, die ihr inzwischen so vertraut war.

»Nun, es ist ja nicht so, dass ich ein Herz bekommen hätte.«

»Ich biete es Ihnen nur an.«

Gerade als es eigentlich nichts mehr zu sagen gab und Dr. Brinkmann schon aufstand, um sie höflich und deutlich auf seine knapp bemessene Zeit hinzuweisen, gab sie sich einen Ruck. »Von wem kam die Cornea, die Sie mir implantiert haben?«

Dr. Brinkmann ging um den Schreibtisch herum, ohne den Blick von ihr zu nehmen. »Das wissen wir nicht. Die Zuteilung erfolgt über die Corneabank. Es herrscht absolute Anonymität. Und auch Sie werden es nie erfahren.«

Er öffnete die Tür zum Flur.

»Ich meine nur, weil Sie das mit den Schuldgefühlen erwähnt haben«, beeilte sich Toni zu sagen. »Ich habe einmal ein Video gesehen, da hat ein Mann mehrere Menschen getroffen, die ein Organ von seiner toten Tochter bekommen haben.«

»Das ist Amerika.« Dr. Brinkmann machte eine wegwerfende Handbewegung. »Hier geht das nicht. Keinerlei Kontakt zwischen Spenderfamilien und Organ- und Gewebeempfängern. Und mit gutem Grund. Wenn Sie das Bedürfnis haben, können Sie vielleicht der Spenderfamilie einen Brief schreiben. Bei Organen prüft das Deutsche Organspendezentrum den Brief und fragt bei Angehörigen, ob sie ihn erhalten wollen – sorgfältig anonymisiert. Manchen Menschen hilft es, sich bei der Spenderfamilie zu bedanken. Es ist aber keine Pflicht. Bei Gewebespenden herrscht eine gewisse Grauzone, da dieser Paragraf im Transplantationsgesetz schlichtweg vergessen wurde. Ich kenne aber Patienten, deren Briefe wurden weitergeleitet. Sie müssten sich an die Corneabank wenden.«

Holger brachte Toni eine große Tasse Tee ans Sofa und sie schrak aus ihren Gedanken hoch. Er gab ihr einen Kuss auf den Kopf und als sich die Haustür hinter ihm geschlossen hatte, sprang sie auf und griff nach ihrem Telefon. Sie erreichte den Leiter der Corneabank. Er versprach ihr, zu sehen, was er für sie tun könne.

Toni durchwühlte den alten Sekretär in der Ecke ihres Wohnzimmers, den sie erst vor Kurzem restauriert hatte. In dem gleichen Haushalt, in dem sie dieses Möbelstück gefunden hatte, war ihr eine Pappschachtel mit altem, schwerem Briefpapier in die Hände gefallen. Sie war sich sicher, es in einer der Schubladen verstaubt zu haben.

Kurz darauf saß sie auf einem der nicht zusammenpassenden Stühle am Esstisch und schrieb:

*Liebe und sehr geehrte Spenderfamilie,*

*zunächst möchte ich Ihnen mein tiefes Beileid zum Verlust Ihres Familienmitglieds aussprechen. Ich werde nicht im Mindesten nachvollziehen können, was das für Sie heißt.*

*Nach einem Unfall bin ich blind geworden und durch eine Gewebetransplantation ist das Wunder geschehen. Ich kann wieder sehen. Es wäre nicht möglich gewesen ohne die Cornea dieses einen Menschen, den Sie verloren haben.*

*Darüber bin ich traurig, aber ich möchte Ihnen danken dafür, dass ich wieder sehen kann.*